Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 254. Bromberg, den 13. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(8. Fortsetzung.

Die weiße Bestie ist zufriedengestellt und marschiert neben der braunen Mula. Dafür scheut Amigo und wirft mich fast um. Diesmal liegen gleich drei Sicorys im Sumpf, junge, drei bis vier Meter lange Tiere. „Vorwärts, du Esel, die tun dir doch nichts!"

Ob noch mehr solche Tierchen kommen? — Nur noch zwei alte und vier junge. Ein freundliches Gelände, dieser Sumpf, das muß man wirklich sagen. In unserer linken Flanke ragt eine schmale Waldparzelle, an die sich die Pampa heranschiebt, und in der Pampa — knapp zweihundert Schritte von uns entfernt — sonnen sich auf einem Haufen beisammen, sage und schreibe, fünf Tiger. Wir richten uns nach dem Grundsatz: Tust du mir nichts, tu' ich dir nichts — und schreiten tapfer auf den höchsten Punkt des Ufers los. Bald haben wir es geschafft, und wie ein Schild aus Silber blitzt uns der See entgegen. Und jetzt heben sich schwarze Punkte deutlich von seiner spiegelglatten Fläche ab.

„Alfonso, der See! Mensch, guck' dir bloß den See an! Da gibt es ja gar keine Kaimans."

„Si, si, Don Leon, es wimmelt, aber so viel Platz, als wir zum Baden brauchen, werden wir schon noch finden."

Wie sind in ein Tierparadies hineingeraten, wie man es sich schöner gar nicht vorstellen kann. Tiger, Sicorys und Kaimans, eine ungemein Vertrauen erweckende Gesellschaft. Sie stören uns indes in keiner Weise; wir haben einen idealen Lagerplatz gefunden, leicht erhöht, mit guter Aussicht nach allen Seiten und sind restlos begeistert. Und der Mosso hat auch eine von Kaimans sichere Stelle entdeckt, wo man ein Bad riskieren kann.

Das Mittagsmahl ist beendet; wir sitzen am Ufer und schauen, wie die Zeit verrinnt. Ein starkes Platschen im Wasser und ein gleichzeitiges klägliches Miauen schreckt uns aus unserer Beschaulichkeit. Wir springen auf — ein kurzer orientierender Blick — und laufen das Ufer entlang, dem Schauspiel zu, wie man es nicht oft im Leben sieht. Am Ufer liegt ein ausgewachsener Kaiman, Hinterfüße und Schwanz im Wasser, die Vorderfüße an Land, und auf ihm ein riesiger Tiger. Er hat sich festgekrallt und haut mit einer Pranke wütend auf den Kopf des Reptils los. Wir nähern uns den kämpfenden Tieren bis auf fünfzehn Schritte. Mehr ist nicht ratsam; man weiß nicht, wie die Sache ausgeht und wer gewinnt. Der Kaiman hält die eine Tigerpranke im geschlossenen Rachen fest.

„Caracho, er hat ihn beim Fischen erwischt", behauptet der Mosso.

Der Tiger zerrt und winselt, bringt die Pranke aber nicht frei. Immer wilder peitscht er den Kopf des Feindes und fährt mit den Krallen an seiner Kinnlade entlang, daß man es ordentlich kratzen hört. Da schlägt der Kaiman ein paarmal heftig mit dem Schwanz nach ihm und versucht dabei, rückwärts ins Wasser zu kriechen. Der Tiger gleitet aus — duckt sich rasch —, krallt sich wieder fest und faßt mit der Pranke unter den Kopf seines Peinigers. Aber der läßt nicht locker und hält wie ein Schraubstock fest. Mit einem Satz springt die Katze von seinem Rücken herunter und ist im nächsten Augenblick schon wieder auf ihm und reißt den schwanzschlagenden Kaiman zur Seite. Er bekommt das Übergewicht und fällt auf den Tiger, und nun wälzen sich beide, halb im Wasser und halb auf der Erde. Sobald das Reptil oben liegt, schnellt es sich mit einem Ruck einige Handbreiten weiter in den See. Und jetzt ist der Tiger verloren! Er fühlt es selber und kämpft, aufbrüllend vor Angst, Schmerz und Wut, verzweifelt um sein Leben. Langsam und unaufhaltsam zieht ihn der Kaiman in den See. Der Tiger klammert sich am Ufer an und schlägt sinnlos mit der einen Pranke um sich. Schon verliert er den Boden unter den Füßen — alles Wehren ist vergebens —, ein letzter brüllender Schrei, und dann zieht ihn der Kaiman mit sich in die Tiefe. Das Wasser gurgelt und wirft hastige Wellen, dunkelrot steigt es auf von Blut — und dann ist alles still. — —

Viertes Kapitel.

Im Reich der schwirrenden Pfeile.

Auf der Karte von Bolivien ist in einem großen weißen Fleck ein See eingezeichnet: Lago Rocaguado. Diese Einzeichnung ist recht willkürlich und stimmt nicht. Das ist durchaus erklärlich. Irgendjemand, ein Gaucho, ein Cowboy, vielleicht auch ein Missionar hat einmal die Kunde gebracht: Weit hinten in der Pampa zwischen dem Beni und dem Mamore liegt ein großer See. Und es muß lange her sein, seit dies geschah. Ich habe in Riberalta nie sagen hören: In südlicher Richtung liegt der Lago Rocaguado, sondern immer nur: er **soll** dort liegen. Beim einfachen Volk ist er zu einer Quelle fabulöser Abenteuerlichkeit geworden: Kaimans von riesigem Ausmaß, wie man sie noch nie gesehen, hausen in seinen Fluten, furchtbare Indianerstämme leben an seinen Ufern, und der „Kuhtiger" kommt dort noch vor, der Tiger, der hinten Kuhfüße und vorn Pranken hat.

Im Dienste von Nikolaus Suarez, einem der reichsten Männer Boliviens, ist seit zwei Jahrzehnten ein Deutscher gestanden, der einmal den Auftrag bekam, seine drei Millionen Hektar umfassenden Ländereien am Beni, Itenes, Madre de Dios und Mamore zu vermessen. Er ist vor meiner Zeit häufig nach Riberalta gekommen und war eine bekannte Persönlichkeit, einer der besten Kenner Nordboliviens, wie man mir versicherte. Eines schönen Tages wurde er vom Tropenkoller heimgesucht, hat alles liegen und stehen gelassen und ist in die Wildnis. Seit der Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört. Einer unbestimmten Nachricht aus Benjamin zufolge soll er nach dem Lago Rocaguado sein und sich dort niedergelassen haben mit einem zahmen Indio, ähnlich wie mein Mosso, und etwa zwanzig Hunden.

Nach allem, was ich von diesem sagenhaften Lago Rocaguado hörte, schien er wie kein anderer geeignet, meine Abenteuerlust zu befriedigen, und ihn zu suchen bin ich ausgezogen. Und zwar wollte ich zuerst nach Benjamin. Das ist eine vom Mamore am weitesten nach Westen ins Land vorgeschobene Hazienda im Besitz von Nikolaus Suarez. Einige Tagereisen von dort, wahrscheinlich noch mehr südlich, mußte der See liegen. Von den Bewohnern der Hazienda hoffte ich Näheres zu erfahren.

Die Umgebung des großen Sumpfes hat uns bereits vier Tage nach Osten gedrückt, und wenn wir südöstlich weiterziehen, müssen wir Benjamin finden. Meine Berechnung stimmt, und am Abend des dreißigsten Tages nach unserem Aufbruch in Riberalta reiten wir in die Hazienda ein. Man darf bei diesem Namen aber nicht etwa an eine der stattlichen mexikanischen Ansiedlungen denken und an einen Haziendero, der uns von seiner geräumigen Veranda aus be-

grüßt und uns bittet, mit ihm und seiner Gattin den Tee zu nehmen. Unsere Hazienda ist eine gar primitive Baracke mit einem einzigen Raum zum Wohnen. Sie wird nur von Gauchos bewohnt, von denen ein paar Bolivianer und die übrigen zahme Chacobos — Indianer sind. Das Aufsehen, das wir erregen — wir kommen ja nicht vom Mamore, sondern aus dem Inneren —, ist ungeheuer, und wie ein Meerwunder werden wir angestaunt. Der unerwartete Besuch auf ihrem verlassenen Posten bereitet den Leuten eine mächtige Freude, und sie bewirten uns mit allem, was sie selber besitzen, nämlich mit Kuhfleisch. Die Chacobos weichen den ganzen Abend nicht von meiner Seite, nachdem ich ihnen erzählt habe, daß ich ihren alten Stamm früher einmal besucht hätte. Sie wollen tausend Dinge wissen, und es bedarf nur eines Wortes, dann gehen sie am nächsten Morgen bis auf den letzten Mann mit mir zum Teufel.

Der Mosso sitzt an der unteren Ecke des selbstverfertigten, ungehobelten Tisches, und die Bolivianer sind zu einem Klumpen geballt um ihn zusammengerückt und geben keinen Laut mehr von sich. Sie reißen nur mehr Maul und Augen auf. Und der Mosso schwindelt — nein, das ist viel zu gelinde —, er lügt drauf los, daß sich die Balken biegen, er lügt das Blaue vom Himmel herunter, er verzapft Heldentaten meiner bescheidenen Persönlichkeit, daß es einem schwarz vor den Augen wird. Ob ich will oder nicht, ich muß sie mit anhören und brauche meine ganze Beherrschung, um nicht herauszuplatzen.

„... und dann hat Don Leon dem alten Tiger das Junge aus dem Maul gerissen, caracho di mierda, aus dem Maul hat er es ihm gerissen und ist ihm mit dem Buschmesser in den Schlund gefahren, bis hierher, Sennores, caramba, bis hierher!" Und er schlägt mit der Hand bei der Achsel auf seinen Oberarm. Die Bolivianer werfen von der Seite her scheue Blicke auf mich, und ich beiße mir auf die Zunge.

„Und wie am Lago, vierzehn Tagereisen von hier, der Kaiman auf ihn losgefahren ist — er hat einen Rachen gehabt, Sennores, so groß wie die Stube —, ist er getaucht wie ein Fisch und hat ihm den Bauch aufgeschlitzt, caracho, caracho, er wäre verloren gewesen."

Alles, was recht ist, aber wenn das in dem Stil weitergeht, dann halten mich die guten Bolivianos am Schluß für den Leibhaftigen selber und bringen mich vor lauter Entsetzen in der Nacht noch um.

„Alfonso! He, Alfonso!"

Er hört und sieht nichts mehr.

„Al—fon—so! Bist du denn taub geworden! Sieh mal nach, was Amigo macht, und hole eine neue Stange Tabak!"

Seine Abwesenheit benütze ich, die Bolivianer in ein Gespräch mit mir zu verwickeln.

„Sagen Sie mal, Sennores, ich will nach dem Lago Rocaguado. Welche Richtung nimmt man da am besten?"

Sie machen verdutzte Gesichter: Nach dem Lago Rocaguado?" Und mit einer Handbewegung: „Dort soll er liegen, Sennor. Sicher weiß es keiner von uns. Über die Hazienda geht nie einer hinaus in dieser Richtung."

Ein zweiter fällt ihm ins Wort: „Wo ist denn Don Federico vorgestern hingegangen? Der hat doch gesagt, daß er am See eine Hütte gebaut hat und wieder dorthin zurück will."

Aufs höchste überrascht horche ich auf. „Don Federico? — Ist das vielleicht derselbe, der für Suarez das Land vermessen hat, ein Deutscher?"

„Si, sie, Sennor, der gleiche. Aber er ist verrückt geworden."

„Erzählen Sie mir alles, Sennores, was Sie von ihm wissen!"

Da öffnet sich die Tür, und der Mosso kommt wieder mit einer Stange Tabak. Ich schneide sie in der Mitte entzwei und schiebe die eine Hälfte den Gauchos zu: „Wenn's beliebt, Sennores!"

Freudig berührt greifen sie danach. „Was wir wissen, Sennor, wollen wir gern erzählen, wir haben noch nichts vergessen. Don Federico war ja erst vorgestern bei uns. Er wollte sich bei uns Salz eintauschen, aber wir haben leider keines und konnten ihm nicht zu Willen sein. Wir hätten es gern getan."

Und was sie wußten, ist, im Zusammenhang berichtet, dies:

Mit einem Mosso hat sich Don Federico, der Deutsche, nach vielem Umherschweifen in der Wildnis am Lago Rocaguado eine Hütte gezimmert und wohnt dort seit langer Zeit. Der Aufenthalt ist mit großen Gefahren verbunden, da sich eine Zahl Pampaindianer in der Umgebung des Sees aufhalten und ihnen nach dem Leben trachten, und zwar nie im offenen Kampf, sondern immer nur aus dem Hinterhalt. Sehr häufig beschießen sie bei Tag und auch bei Nacht seine Hütte, und am Morgen, oder wenn er von einem Streifzug zurückkehrt, findet er um sie herum ihre Pfeile im Boden stecken. Wegen der Hunde — er besitzt mindestens zwanzig Stück —, vor denen sie arge Furcht haben, wagen sie sich nicht an die Wohnstätte heran. Die Hunde sind sein einziger Schutz. Kürzlich ging sein Mosso am Ufer des Sees entlang, um nach irgend etwas Ausschau zu halten und kam bis zum Einbruch der Nacht nicht wieder. Don Federico machte sich am nächsten Morgen von seinen Hunden begleitet auf die Suche nach ihm. Da er den Weg, den der Diener eingeschlagen hatte, kannte, rechnete er mit einem baldigen Erfolg. Seine Mühe war indes vergeblich, nirgends eine Spur von dem Gesuchten. Auf dem Heimweg schwirrte plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Hagel Pfeile durch die Luft und schlug rings um ihn in den Boden. Wie durch ein Wunder blieb er unversehrt, nur einer der Hunde erhielt einen Schuß durch den Hals, an dem er augenblicklich verendete. Die Hunde sind seine Rettung gewesen; sie hielten die Indianer so weit ab, daß ihr Schüsse an Treffsicherheit einbüßten. Zu sehen war nicht einer von ihnen. Der Mosso blieb verschwunden und ist zweifellos ein Opfer dieser hinterlistigen Wilden geworden.

Das hat Don Federico erzählt, und vorgestern ist er angeblich wieder nach seiner Hütte zurück.

Auf diese Nachricht hin nehme ich von einem nochmaligen Nächtigen Abstand und reite in der Dämmerung des nächsten Morgens weiter. Ich muß diesen Deutschen finden, das steht bei mir bombenfest. Auf dem Marsch frage ich den Mosso: „Sag' mal, Alfonso, wie kann man nur so unverschämt lügen? Bildest du dir denn wirklich ein, daß die Leute deine Schwindeleien geglaubt haben?"

Er schneidet ein beinahe an Beleidigtsein grenzendes, maßlos erstauntes Gesicht: „Ob sie es geglaubt haben? — Caramba, Don Leon, hast du nicht gesehen, wie sie zugehört haben?"

„Das schon, aber das hat doch mit dem Glauben nichts zu tun!"

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(9. Fortsetzung.)

9.

Was unter dieser Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünschen? — Fliehen Sie!
Schiller.

Georg war es anfangs bange, wie sich sein neuer Bekannter in dem Kraftschen Hause benehmen werde. Er fürchtete nicht ohne Grund, jener möchte sich durch seine Mundart, durch unbedachte Äußerungen verraten, was ihm höchst unangenehm gewesen wäre; denn je fester er bei sich beschlossen hatte, das Bundesheer in den nächsten Tagen zu verlassen, um so weniger wollte er in den Verdacht geraten, in Verbindung mit Württemberg zu stehen. Konnte und durfte er ja doch im schlimmen Falle, wenn der Bote entdeckt wurde, wenn er bekannte, an ihn geschickt worden zu sein, die Geliebte nicht verraten. Er wollte umkehren und den Mann aufsuchen, ihn bitten, sich sobald als möglich zu entfernen, aber als er bedachte, daß dieser schon längst von dem Platz ihrer Unterredung sich entfernt haben müsse, daß er indes zu Kraft kommen könne, schien es ihm geratener dahin voraus zu eilen, um jenem dort die nötigen Winke zu geben und ihn vor Unvorsichtigkeit zu warnen.

Und doch wenn er sich das kühne Auge, die kluge, verschlagene Miene des Mannes ins Gedächtnis rief, glaubte er hoffen zu dürfen, daß Marie, obgleich ihr keine große Wahl übrig blieb, keinem unsicheren Mann diese Botschaft anvertraut habe.

Und wirklich traute er seinem Auge, seinem Ohr kaum, als ihm um Mittag ein Landsmann aus Franken gemeldet und sein Liebesbote herein geführt ward. Welche Gewalt mußte dieser Mensch über sich haben! Es war derselbe, und doch schien er ein ganz anderer. Er ging gebückt, die Arme hingen schlaff an dem Körper herab, selten schlug er die Augen auf, sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Blödigkeit, der Georg ein unwillkürliches Lächeln abnötigte. Und als er dann zu sprechen anfing, als er ihn in fränkischer Mundart begrüßte und mit der geläufigen Zunge eines geborenen Franken dem Herrn von Kraft auf seine mancherlei Fragen antwortete, da kam er in Versuchung, an übernatürliche Dinge zu glauben, die Märchen seiner Kindheit stiegen in seinem Gedächtnisse auf, wo ein freundlicher Zauberer oder eine huldreiche Fee in allerlei Gestalten dem Dienst zweier

Liebenden sich widmet und sie glücklich mitten durch das feindselige Schicksal hindurchführt.

Der Zauber war zwar bald gelöst, als er mit dem Boten auf seinem Zimmer allein war, und ihn der gute Schwabe von seiner Persönlichkeit versicherte; aber doch konnte er ihm seine Bewunderung nicht versagen über die Rolle, die er so gut gespielt.

„Glaubt deshalb nicht minder an meine Ehrlichkeit," antwortete der Bauer; „man wird oft genötigt, von Jugend auf durch solche Künste sich fortzuhelfen, sie schaden keinem und tun doch dem gut, der sie kann."

Georg versicherte, ihm nicht minder zu trauen als vorher, der Bote aber bat dringend, er möchte doch jetzt auch auf seine Abreise denken, er möchte bedenken, wie sehr sich das Fräulein nach dieser Nachricht sehne, daß er nicht früher heimkehren dürfe, als bis er diese Gewißheit bringen könne.

Georg antwortete ihm, daß er nur noch den Abmarsch des Bundesheeres abwarten wolle, um in seine Heimat zurückzukehren.

„O, da braucht Ihr nicht mehr lange zu warten," antwortete der Bote; „wenn sie morgen nicht aufbrechen, so ist es übermorgen, denn das Land ist offen bis ins Herz hinein. Ich darf Euch trauen, Junker, darum sag' ich Euch dies."

„Ist es denn wahr, daß die Schweizer abgezogen sind," fragte Georg, „und daß der Herzog keine Feldschlacht mehr liefern kann?"

Der Bote warf einen lauernden Blick im Zimmer umher, öffnete behutsam die Türe, und als er sah, daß kein Lauscher in der Nähe sei, begann er: „Herr! ich war bei einem Auftritt, den ich nie vergesse, und wenn ich neunzig Jahre alt werde! Schon unterwegs waren mir auf der Alb große Scharen der heimziehenden Schweizer begegnet: ihre Räte und Landammänner hatten sie heimgerufen; bei Blaubeuren standen aber noch über achttausend Mann, jedoch lauter gute Württemberger und nichts andres drunter."

„Und der Herzog," unterbrach ihn Georg, „wo war denn dieser?"

„Der Herzog hatte in Kirchheim zum letztenmal mit den Schweizern unterhandelt, aber sie zogen ab, weil er sie nicht bezahlen konnte.*) Da kam er gen Blaubeuren, wo sich sein Landvolk gelagert hatte. Gestern morgen wurde durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß sich bis neun Uhr alles Volk auf den Klosterwiesen einstellen solle. Es waren viele Männer, die dort versammelt waren, aber jeder dachte ein und dasselbe. Seht Junker! der Herzog Ulerich ist ein gestrenger Herr und weiß den Bauer nicht für sich zu gewinnen. Die Steuern sind hart, der Jagdfrevel ist scharf und grausam, am Hof aber wird verpraßt, was man uns genommen hat. Aber wenn ein solcher Herr im Unglück ist, da ist es gleich ein anderes Ding. Jetzt fiel uns allen nur ein, daß er ein tapferer Mann und unser unglücklicher Herzog sei, dem man das Land mit Gewalt entreißen wollte. Es ging ein Gemurmel unter uns, der Herzog wollte eine Schlacht liefern, und jeder drückte das Schwert fester in der Hand, grimmig schüttelten sie ihre Speere und riefen den Bündlern Verwünschungen zu. Da kam der Herzog —"

„Du sahst den Herzog, du kennst ihn?" rief Georg neugierig. „O sprich, wie sieht er aus?"

„Ob ich ihn kenne?" sagte der Bote mit sonderbarem Lächeln. „Wahrhaftig, ich sah ihn, als es ihm nicht wohl war, mich zu sehen. Der Herr ist noch ein junger Mann, wenn es viel ist, ist er zweiunddreißig Jahr. Er ist stattlich und kräftig, und man sieht ihm an, daß er die Waffen zu führen weiß. Augen hat er wie Feuer, und es lebt keiner, der ihm lange hineinschaute. — Der Herzog trat in den Kreis, den das bewaffnete Volk geschlossen hatte, und es war Totenstille unter den vielen Menschen. Mit vernehmlicher Stimme sprach er, daß er sich, also verlassen, nimmer zu helfen wüßte.**) Diejenigen, worauf er gehofft, seien ihm benommen, seinen Feinden sei er ein Spott; denn ohne die Schweizer könne er keine Schlacht wagen. Da trat ein alter, eisgrauer Mann hervor, der sprach: Herr Herzog! Habt Ihr unsern Arm schon versucht, daß Ihr die Hoffnung aufgebt? Schaut, diese alle wollen für Euch bluten; ich habe Euch auch meine vier Buben mitgebracht, hat jeder einen Spieß und ein Messer, und so sind hier viele Tausend; seid Ihr des Landes so müde, daß Ihr uns verschmäht? Da brach dem Ulerich das Herz; er wischte sich Tränen aus dem Auge und bot dem Alten seine Hand. Ich zweifle nicht an eurem Mut, sprach er mit lauter Stimme; aber wir sind unser zu wenig, so daß wir nur sterben können, aber nicht siegen. Geht nach Haus, ihr guten Leute, und bleibet mir treu. Ich muß mein Land verlassen und im bittern Elend sein. Aber mit Gottes Hilfe hoffe ich auch wieder herein zu kommen. So sprach der Herzog, unsere Leute aber weinten und knirschten mit den Zähnen und zogen ab in Trauer und Unmut."

„Und der Herzog?" fragte Georg.

„Von Blaubeuren ist er weggeritten, wohin, weiß man nicht. In den Schlössern aber liegt die Ritterschaft, sie zu verteidigen, bis der Herzog vielleicht andere Hilfe bekommt." —

Der alte Johann unterbrach hier den Boten und meldete, daß der Junker auf zwei Uhr in den Kriegsrat beschieden sei, der in Frondsbergs Quartier gehalten werde; Georg war nicht wenig erstaunt über diese Nachricht: was konnte man von ihm im Kriegsrat wollen? Sollte Frondsberg schon ein Mittel gefunden haben, ihn zu empfehlen?

„Nehmt Euch in acht, Junker", sprach der Bote, als der alte Johann das Gemach verlassen hatte, „und bedenkt das Versprechen, das Ihr dem Fräulein gegeben; vor allem erinnert Euch, was sie Euch sagen ließ: Ihr sollt Euch hüten, weil man etwas mit Euch vorhabe. Mir aber erlaubt, als Euer Diener in diesem Hause zu bleiben; ich kann Euer Pferd besorgen und bin zu jedem Dienst erbötig."

Georg nahm das Anerbieten des treuen Mannes mit Dank an, und Hans trat auch sogleich in seinen Dienst, denn er band seinem jungen Herrn das Schwert um und setzte ihm das Barett zurecht. Er bat ihn noch unter der Türe, seines Schwures und jener Warnung eingedenk zu sein.

Dem unbegreiflichen Ruf und der sonderbar zutreffenden Warnung Mariens nachsinnend, ging Georg dem bezeichneten Hause zu; man wies ihn dort eine breite Wendeltreppe hinan, wo er in dem ersten Zimmer rechts die Kriegsobersten versammelt finden sollte. Aber der Eingang in dieses Heiligtum ward ihm nicht so bald verstattet; ein alter bärtiger Kriegsmann fragte, als er die Türe öffnen wollte, nach seinem Begehr, und gab ihm den schlechten Trost, es könne höchstens noch eine halbe Stunde dauern, bis er vorgelassen werde; zugleich ergriff er die Hand des jungen Mannes und führte ihn einen schmalen Gang hindurch, nach einem kleinen Gemach, wo er sich einstweilen gedulden sollte.

Wer je in besorgter Erwartung einsam und allein auf der Marterbank eines Vorzimmers saß, der kennt die Qual, die Georg in jener Stunde auszustehen hatte. Das ungeduldige Herz pocht der Entscheidung entgegen, alle Nerven sind gespannt, das Auge möchte die Tür durchbohren, das Ohr schärft sich, wenn in der Ferne eine Türe knarrt, Schritte über den Hausgang rauschen oder undeutliche Stimmen im anstoßenden Zimmer lauter werden. Aber die Türen haben umsonst getönt, die Schritte, immer näher und näher kommend, gehen vorüber, der ungleiche Ton der Stimmen sinkt zum Geflüster herab. Die Bretter des Fußbodens und die Fenster des Nachbarhauses sind bald gezählt, und schon wieder zeigt der helle Ton der Glocke eine umsonst verlebte halbe Stunde an. Das Ohr begleitet alle Glocken und Uhren der Stadt, bemerkt ihre hohen und tiefen Töne — auch sie haben ausgeschlagen. Man steht auf, man macht einen Gang durch das enge Gemach, horch! Da geht wieder eine Türe, gewichtige Schritte kommen den Gang herauf, die Klinke bewegt sich nach so langer Zeit wieder.

„Georg von Frondsberg läßt Euch seinen Gruß vermelden," sprach der alte Kriegsmann, der nach so langer Zeit wieder zu Georg kam, „es könne vielleicht noch eine Weile dauern; doch sei dies ungewiß, darum sollet Ihr hier bleiben. Er schickt Euch hier einen Krug Wein zum Vespern."

Der Diener setzte den Wein auf den breiten Fenstersims des Zimmers, denn ein Tisch war nicht vorhanden, und verließ das Gemach.

Georg sah ihm staunend nach; er hätte dies nicht für möglich gehalten; über eine Stunde war schon verschwunden, und noch nicht? Er griff zu dem Wein, er war nicht übel, aber wie konnte ihm in seiner traurigen Einsamkeit das Glas munden?

Es ist ein gewöhnlicher Fehler junger Leute in Georgs Jahren, daß sie sich für wichtiger halten, als es ihre Stellung in der Welt eigentlich mit sich bringt. Der gereiftere Mann wird eine Beeinträchtigung seiner Würde eher verschmerzen oder wenigstens sein Mißfallen zurückhalten, während der Jüngling, empfindlicher über den Punkt der Ehre, leichter und schneller aufbraust. Kein Wunder daher, daß Georg, als er nach zwei tödlich langen Stunden in den Kriegsrat abgeholt wurde, nicht in der besten Laune war. Er folgte schweigend dem ergrauten Führer, der ihn hierher geleitet hatte, den langen Gang hin.

An der Tür wandte sich jener um und sagte freundlich: „Verschmäht den Rat eines alten Mannes nicht, Junker, und legt die trotzige finstere Miene ab; es tut nicht gut bei den gestrengen Herren da drinnen."

Georg war in dem Augenblick zu wenig Herr über sich, als daß er den wohlgemeinten Rat hätte befolgen können,

---

*) Sie zogen den 17. März ab. Der Herzog reiste sogleich nach Kirchheim, um sie aufzuhalten, allein hier kam eine zweite Order, unter Bedrohung des Verlustes ihrer Güter und der Leib- und Lebensstrafe nach Haus zu eilen. Anm. Hauffs.

**) Sattler § 6. Ausführlich führt diese Rede an: Thettinger comment. de reb. württemb. p. 66. Anm. Hauffs.

er dankte ihm durch einen Händedruck, ergriff dann rasch die gewaltige eiserne Türklinke, und die schwere eichene Zimmertüre drehte sich ächzend auf.

Um einen großen schwerfälligen Tisch saß acht ältliche Männer, die den Kriegsrat des Bundes bildeten. Einige davon kannte Georg. Jörg Truchseß, Freiherr von Waldburg, nahm als Oberst-Feldleutnant den obersten Platz an dem Tische ein, zu beiden Seiten von ihm saßen Frondsberg und Franz von Sickingen, von den übrigen kannte er keinen als den alten Ludwig von Hutten; aber die Chronik hat uns ihre Namen treulich aufbewahrt; es saßen dort noch Christoph Graf zu Ortenberg, Alban von Closen, Christoph von Frauenberg und Diepolt von Stein, bejahrte, im Heere angesehene Männer.

Georg war an der Türe stehengeblieben, Frondsberg aber winkte ihm freundlich, näher zu kommen. Er trat bis an den Tisch und überschaute nun mit dem freien, kühnen Blick, der ihm so eigen war, die Versammlung. Aber auch er wurde von den Versammelten beobachtet, und es schien, als fänden sie Gefallen an dem schönen, hochgewachsenen Jüngling, denn mancher Blick ruhte mit Wohlwollen auf ihm, einige nickten ihm sogar freundlich zu.

Der Truchseß von Waldburg hob endlich an: „Georg von Sturmfeder, wir haben uns sagen lassen, Ihr seiet auf der Hochschule in Tübingen gewesen, ist dem also?"

„Ja, Herr Ritter", antwortete Georg.

„Seid Ihr in der Gegend von Tübingen genau bekannt?" fuhr jener fort.

Georg errötete bei dieser Frage; er dachte an die Geliebte, die ja nur wenige Stunden von jener Stadt entfernt auf ihrem Lichtenstein war; doch er faßte sich bald und sagte: „Ich kam zwar nicht viel auf die Jagd, auch habe ich sonst die Gegend wenig durchstreift, doch ist sie mir im allgemeinen bekannt."

„Wir haben beschlossen", fuhr Truchseß fort, „einen sicheren Mann in jene Gegend zu schicken, auszukundschaften, was der Herzog von Württemberg bei unserem Anzug tun wird. Es soll auch über die Befestigung des Schlosses Tübingen, über die Stimmung des Landvolkes in jener Gegend genaue Nachricht eingezogen werden; ein solcher Mann kann dem Württemberger durch Klugheit und List mehr Abbruch tun als hundert Reiter, und wir haben — Euch dazu ausersehen."

„Mich?" rief Georg voll Schrecken.

„Euch, Georg von Sturmfeder; zwar gehört Übung und Erfahrung zu einem solchen Geschäft, aber was Euch daran abgeht, möge Euer Kopf ersetzen."

Man sah dem Jüngling an, daß er einen heftigen Kampf mit sich kämpfte. Sein Gesicht war bleich, sein Auge starr, seine Lippen fest zusammengeklemmt. Die Warnung Mariens war ihm jetzt auf einmal klar; aber wie fest er auch bei sich beschloß, den Antrag auszuschlagen, wie erwünscht beinahe diese Gelegenheit erschien, um dem Bunde zu entsagen, so kam ihm die Entscheidung doch zu überraschend, er scheute sich, vor den berühmten Männern seinen Entschluß auszusprechen.

Der Truchseß rückte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her, als der junge Mann so lange mit seiner Antwort zögerte: „Nun? Wird's bald? Warum besinnt Ihr Euch so lange?" rief er ihm zu.

„Verschonet mich mit diesem Auftrag", sagte Georg nicht ohne Zagen; „ich kann, ich darf nicht."

Die alten Männer sahen sich erstaunt an, als trauten sie ihren Ohren nicht. „Ihr dürft nicht, Ihr könnt nicht?" wiederholte Truchseß langsam, und eine dunkle Röte, der Vorbote seines aufsteigenden Zornes lagerte sich auf seine Stirne und um seine Augen.

Georg sah, daß er sich in seinen Ausdrücken übereilt habe; er sammelte sich und sprach mit freierem Mute: „Ich habe Euch meine Dienste angeboten, um ehrlich zu fechten, nicht aber um mich in Feindesland zu schleichen und hinterrücks nach seinen Gedanken zu spähen. Es ist wahr, ich bin jung und unerfahren, aber so viel weiß ich doch, um mir von meinen Schritten Rechenschaft geben zu können; und wer von Euch, der Vater eines Sohnes ist, möchte ihm zu seiner ersten Waffentat raten, den Kundschafter zu machen?"

Der Truchseß zog die dunklen, buschigen Augenbrauen zusammen und schoß einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, der so kühn war, anderer Meinung zu sein als er. „Was fällt Euch ein, Junker!" rief er. „Eure Reden helfen Euch jetzt zu nichts, es handelt sich nicht darum, ob sich mit Eurem kindischen Gewissen verträgt, was wir Euch auftragen; es handelt sich um Gehorsam, wir wollen, und Ihr müßt!"

„Und ich will nicht!" entgegnete ihm Georg mit fester Stimme. Er fühlte, daß mit dem Zorn über Waldburgs beleidigenden Ton sein Mut von Minute zu Minute wachse, er wünschte sogar, der Truchseß möchte noch weiter in seinen Reden fortfahren, denn jetzt glaubte er sich jeder Entscheidung gewachsen.

„Ja freilich, freilich!" lachte Waldburg in bitterem Grimm, „das Ding hat Gefahr, so allein in Feindesland herumzureiten. Ha! Ha! Da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts und bieten mit großen Worten und erhobenen Gesichtern ihren Kopf und ihren tapferen Arm an, und wenn es drauf und dran kommt, man etwas von ihnen haben will, so fehlt es an Herz. Doch Art läßt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — und wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren."

„Wenn dies eine Beleidigung für meinen Vater sein soll", antwortete Georg erbittert, „so sitzen hier Zeugen, die ihm bezeugen können, daß er in ihrem Gedächtnisse als ein Tapferer lebt. Ihr müßt viel getan haben in der Welt, daß Ihr Euch herausnehmt, auf andere so tief herabzusehen!"

„Soll ein solcher Milchbart mir vorschreiben, was ich reden soll?" unterbrach ihn Waldburg. „Was braucht es da das lange Schwatzen? Ich will wissen, Junkerlein, ob Ihr morgen Euer Pferd satteln und Euch nach unseren Befehlen richten wollt oder nicht!"

„Herr Truchseß", antwortete Georg mit mehr Ruhe, als er sich selbst zugetraut hatte, „Ihr habt durch Eure scharfen Reden nichts gezeigt, als daß Ihr wenig wisset, wie man mit einem Edelmann, der dem Bunde seine Dienste anbot, wie man mit dem Sohn eines tapferen Vaters reden müsse. Ihr habt aber als Oberster dieses Rates im Namen des Bundes zu mir gesprochen und mich so tief beleidigt, als ob ich Euer ärgster Feind wäre, darum kann ich nichts tun als, wie Ihr selbst befehlet, mein Roß satteln, aber gewiß nicht zu Eurem Dienst. Es ist mir nicht länger Ehre, diesen Fahnen zu folgen, nein, ich sage mich los und ledig von Euch für immer; gehabt Euch wohl!"

Der junge Mann hatte mit Nachdruck und Festigkeit gesprochen, und wandte sich zu gehen.

„Georg", rief Frondsberg, indem er aufsprang, „Sohn meines Freundes!" —

„Nicht so rasch, Junker!" riefen die übrigen und warfen mißbilligende Blicke auf Waldburg; aber Georg war, ohne sich umzusehen, aus dem Gemach geschritten, die eiserne Klinke schlug klirrend ins Schloß und die gewaltigen Flügel der eichenen Pforte lagerten sich zwischen ihn und den wohlmeinenden Nachruf der bessergesinnten Männer; sie schieden Georg von Sturmfeder auf ewig von dem Schwäbischen Bunde.

(Fortsetzung folgt.)

Rätsel-Ecke

Wörterkreuz.

		A	A	A		
		A	E	E		
E	E	G	G	L	L	N
N	O	O	P	P	P	P
R	R	R	S	S	S	U
		U	U	U		
		U	Y	Y		

Die Buchstaben in obenstehendem Kreuz sind so anzuordnen, daß drei Wörter entstehen, welche sich sowohl von oben nach unten als auch von links nach rechts lesen lassen und welche bezeichnen: 1. ein Musikinstrument, 2. Gemüsepflanze, 3. einen südamerikanischen Freistaat.

*

Rätsel.

Daß ich ein guter Bruder bin,
Bezweifelte noch keiner.
Setz' rasch ein „G" als Anfang hin,
Und du bedienst dich meiner.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 251.

Scherz-Rätsel: „Die Elfe im Bad."
Besuchskarten-Rätsel: Christbaumhaendler.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg